

Zeitschrift: Librarium : Zeitschrift der Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft = revue de la Société Suisse des Bibliophiles
Herausgeber: Schweizerische Bibliophilen-Gesellschaft
Band: 4 (1961)
Heft: 1

Artikel: Drei Lebensstufen einer Bibliothek
Autor: Oesch, Felix
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-387923>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

für die Buchgattungen charakteristisch, die in den Büchereien der Pestalozzigesellschaft den Kern der Ausleihe bilden.

Daß ein quantitativer Gesichtspunkt – vor allem in seiner Verallgemeinerung – nicht hinreicht, um das Niveau einer sozial differenzierteren Leserschaft zuverlässig zu charakterisieren, das hat unsere Untersuchung wohl dargetan. Es geht dabei nicht nur darum, daß auch in dieser Mittelschicht, entstamme sie nun mehr dem unteren oder dem oberen Bürgertum, erhebliche individuelle Unterschiede durch die Statistik eingeebnet werden. Es geht vor allem darum, zu sehen, daß in anderen Lesergruppen ganz andere Bedürfnisse lebendig sind als diejenigen, welche die «Konsumliteratur» befriedigt. Daß dies bei den gehobeneren Berufen, und zwar bei Männern und Frauen, der Fall ist, mag vielleicht weniger überraschen; auch nicht,

daß Schüler und Schülerinnen höherer Lehranstalten hierher zu rechnen sind. Weniger zu erwarten aber war das Ergebnis, daß auch der öffentliche Angestellte, der Arbeiter, vor allem der ältere Facharbeiter, und der Lehrling als Leser viel differenzierter sind, als es das Schlagwort von der allgemeinen Vermassung wahrhaben will. Wenn vor kurzem in der Schlagzeile einer Tageszeitung zu lesen war: «Der Arbeiter liest nicht mehr», so findet dieser Satz auf dem Felde unserer Untersuchung keine Bestätigung. Es mag sein, daß das Buch als Zeitvertreib von anderen Formen der Unterhaltung in den Hintergrund gedrängt wird. Aber das ist solange kein Grund zu Beunruhigung, als es in seiner wesentlicheren Rolle als Orientierungsmittel im Leben erhalten bleibt. Dazu läßt diese Untersuchung nicht wenig Hoffnung.

FELIX OESCH (BERN)

DREI LEBENSSTUFEN EINER BIBLIOTHEK

Die nachfolgenden Texte stammen aus einem höchst originellen, 54 Seiten starken Büchlein, das der Berner Stadtphysikus Dr. med. Felix Oesch (nebst einem Bändchen mit zwei Märchen) im Eigenverlag (Mayweg 5, Bern) erscheinen ließ. «Die Geschichte einer Bibliothek» heißt es. Im ersten Teil schildert der Verfasser als ein begeisterter Liebhaber des Buches einige Etappen aus dem Werden seiner mehrtausendbändigen Bibliothek – für alle Welt vergnüglich zu lesen. Im zweiten Teil wird die Szene zum Tribunal. Ein sarkastischer Wahrheitsucher stellt auf einmal grimmigste, letzte Fragen an den Wahrheitswert der Inhalte seiner Bücher und an die menschliche Echtheit ihrer Verfasser. Die Kehrseite der Geschichte des menschlichen Geistes wird sichtbar. Theologie, Philosophie, Medizin, politische Ideologie usw. – ein Jahrmarkt der Eitelkeit, der Machtlust, des Irrtums. Erbarmungslos wird gleich noch die heutige Problematik der verschulten Jugend, der künstlichen Altersverlängerung und anderes mehr vor das Gericht gezogen. Richtet ein Nietzscheaner, ein Darwinist, einer, der von Montaigne oder Cervantes herkommt? Gleichviel: wenig bleibt bestehen vor dem Verfasser. Der aber freut sich offensichtlich daran, d'épater le lecteur, vollzieht mit einem ironischen Seitenblick auf Scharen schreckerstarrer Leser noch einige literarische Begnadigungsakte und verläßt den Platz, wohl wissend, daß sie seine Verdikte zum großen Teil ablehnen oder mindestens differenzieren werden – und daß dennoch seinesgleichen eine Mahneraufgabe zu erfüllen hat inmitten einer in Selbstgefälligkeit blind dahinvegetierenden oder ebenso blind drauflos revoluzzenden Welt.

Erste Anfänge

«Und Cäsar sah stumm und ausnahmsweise gänzlich machtlos zu, wie der Riesen-

brand sich auf die ptolemäische Bibliothek zuwälzte, sie ergriff und zerstörte. 400 000 Manuskripte, einmalige, unwiederbring-

liche Werke, das Gesamtwissen von Hellas und dem alten Orient, die Frucht von Millionen Stunden emsiger Schreibarbeit, das geistige Planetarium der Dichter und Philosophen versprühte in einem unvergleichlichen Feuerwerk der Barbarei.»

Das sonst fröhliche Blauauge von «Brisi», unserem Geschichtslehrer, blickte plötzlich verschleiert und traurig, er räusperte sich, um seine Bewegung zu verbergen. Über der Klasse lag sekundenlang die ganze Last jahrhundertalten Verschuldens.

«Aber ich werde eine neue noch schönere Bibliothek gründen», flüsterte ich ins Ohr meines Pultnachbars, «du wirst sehen!»

Vorschriften über die Benutzung der von Felix Oesch, Holbeinstraße 73 zu Basel, 1915 gegründeten, neualexandrinischen Bibliothek.

§ 1 Jedes Mitglied zahlt 20 Rp. wöchentlich.

§ 2 Aus diesen Geldern dürfen nur Bücher gekauft werden.

§ 3 Diese gehen in den Besitz des Gründers über.

§ 4 Gegen eine Gebühr von 5 Rp. pro Band wird dieser 1 Woche ausgeliehen.

§ 5 Besonders schöne Bücher müssen «eingebunden» werden. Sie dürfen nur mit Handschuhen gelesen werden.

§ 6 Auf Weihnachten schenkt der Bibliothekar aus freien Stücken den einzelnen Mitgliedern ein kleines Buch.

Die Gründung hatte überraschenden Erfolg. In Kürze standen die Namen von über einem Dutzend Mitgliedern auf der Liste. Trotz den reichlich fließenden Gebühren konnte das Trägheitsmoment nicht rasch genug überwunden werden. Die nur 23 «Bände» umfassende Bibliothek war bald ausgelesen; es erfolgten Massenausritte. Ich magerte vor Kummer. Auch das half nichts.

Als letzter Getreuer verblieb Bruder Albi, der unter Gestöhne sich seiner 20 Rp. wöchentlich entledigte und dafür das heiß erstrebte Weihnachtsgeschenk «Löwen- und Paterjagden» erhielt. Der Druckfehlerteufel

hatte aus dem Panther einen Pater gemacht, aber trotz diesem vielversprechenden neuen Titel war der Absatz des Büchleins kläglich geblieben. Ich hatte es zum halben Preis antiquarisch erstanden.

Immerhin, die Gründung der fraxinischen Bibliothek (so nannte ich im geheimen Stolz nach Oesch = Esche = fraxinus mein hochwohllöbliches Institut) hatte den Bestand vermehrt und zu Platzmangel geführt.

Höhepunkt und Wende

Die Bibliotheca fraxinea ist groß und schön geworden. Sie ist nach Sprachen eingeteilt und umfaßt 1000, 2000, 3000 Bände. Die Gestelle mehrten sich... «Eine schöne Flotte», hätte Albi gesagt. Ja, schön, Ganzlederbände, Goldlettern, Manuskripte, Inkunabeln, livres d'heures, nach der Größe ausgerichtet stehen sie da wie die Soldaten des alten Fritz. «Meine Truppen» höre ich aus ferner Jugend flüstern. Lang ist's her! «Und was steht in den vielen Büchern, Papa?» fragte mich mein Jüngster. Was soll man da antworten?

Die Illusionen fallen wie die Herbstblätter, stürzen wie die Götter Hellas', zerstrahlen wie die Atome, zerbröckeln wie die Mauern Roms ... der Satz ist nicht fertig, auch der Gedanke nicht ... oder doch? Ist er das Gegenstück zu dem, was die Mathematiker eine Nullfolge nennen? Vielleicht...

Freunde, ihr letzten, verlaßt mich nicht! Da steht der alte Galileo in vier smaragdgrünen Bänden. Zwar habe ich ihn nicht ganz gelesen. Sein holperiges Italienisch ist teilweise daran schuld. Er sah übel aus, als ich ihn fand, etwas zerrissen, etwas verschmiert, etwas vernachlässigt. Das Grün war am Rücken ergraut. So mag es dem alten Weisen selber ergangen sein, als er zu lange in das Medusenaue der Inquisition geblickt hatte. Ich habe ihn gehegt und gepflegt, die Ecken sind geleimt, das Grün retuschiert, die Flecken patiniert. Heute steht er, «a well dressed gentleman», im Heldengärtchen des Olymp, neben Vanini

und Giordano Bruno. Aber es sind noch andere Tapfere unter ihnen.

Siehe, da steht auch der «Ritter von der traurigen Gestalt», Don Quijote. Da die Welt um ihn herum traurig und öde war, erschuf er sie strahlend in seinem Innern. Im Gegensatz zu uns Müden und Lahmen galoppierte er auf seinem Rosinante-Pegasus über seine körperliche Erbärmlichkeit hinweg keck ins Land seiner Träume und pflückte die blaue Blume, nicht Dulcinea, seine Geliebte (diese ließ er schlauerweise bei ihren Säuen), aber ihr Abglanz, ihr Mondbild, ihre Quintessenz. Deshalb kam er auch in den Himmel, und deshalb steht er dort im Gärtchen der Helden. Als er starb, schrieb Cervantes auf seinen Grabstein:

Hier unter diesem Steine ruht
Ein Ritter, dem an Heldenmut
Auf Erden keiner glich...
Ob er ein Narr, ein Weiser war,
Das ist nicht klar, doch offenbar
Ging er zum Himmel ein.

Neben Franz von Assisi ist er der Einzige, dem ich dies zutraue.

Da ist das mysteriöse Buch, dessen Seiten leer sind. Es gehört dem unbekanntem Dichter, jenem ganz großen, der seine Gedichte ersann und erlebte, aber nicht schrieb. War er zu müde, war er zu traurig, wurde er gedemütigt, verachtet, abgewiesen, vernichtet? Er kam nicht auf uns. Sein Lied ist verhallt, aber nicht verloren. Es steckt im leeren Buch. Träumer und Dichter, Kinder und Mystiker können darin lesen.

Und eines schönen Tages geschah es, daß der Bücher zu viele wurden. Wohin mit dem Segen? sprach der Philosoph, strich sich mit der kleinen Hand durch das weiße spärliche Haar und murmelte vor sich hin: «Eine Sauordnung», lächelte aber zu gleicher Zeit, denn er sah fast leibhaftig die testamentarische Gestalt Fritz Mauthners, des Philosophen, erscheinen. Warnend hob der Bärtige seinen ledernen Finger: «Sprach-

kritisch ließe sich sagen...» Tatsächlich ist Schweineordnung eine unrichtige Bezeichnung. Also wohin?

Wir wollen die Spreu vom Korn trennen, das Kräftige vom Faden, das Überflüssige, das Schädliche oder Unbekömmliche verbannen. Und schon richtet sich der Blick des Bibliophilen nach einer Stelle. Dort lagen und drängten sich die Bücher des Rechts und des Unrechts, der Juristerei. Ein rötlicher Schein erglühete plötzlich in der Bibliothek. Es roch nach Verbranntem. Erstickte, verstümmelte Schreie ertönten aus mittelalterlicher Nacht, von dumpfem Klatuschen und wuchtigen Schlägen übertönt. Gelle, schneidende lateinische Fragen durchbrachen das hilflose Gewimmer der erbarmungslos Geschundenen, Verbrannten, Verbrühten, Zerbrochenen. Lassen wir jene Hexenverbrenner! Sie haben sich auf ewig selbst gerichtet...

Zu ihren Ruhmesblättern gehören der Prozeß Jeanne d'Arcs und Vaninis oder die Verurteilung und Verbannung von Hauptmann Dreyfus auf die Teufelsinseln. Peinlich protokolliert, ohne Prozedurfehler von den durchgemarterten Opfern unterschrieben und an die heiligen Paragraphen verkettet und verankert, erhebt sich das juristische Lug- und Truggebäude dieser Schauprozesse...

Was bleibt?

Der Text der alten wie der neuen Kunstbücher ist in der Regel unerbaulich, mühsam, kaum lesbar. Wir wollen sie trotzdem behalten. Sie wirken vor allem durch die mehr oder weniger guten Wiedergaben. Wenn man alt ist und nicht mehr reisen kann oder das Land der Träume unerreichbar, wenn man betrübt ist oder verzweifelt: in einem Kunstbuch blättern heißt vergessen, den staubigen Alltag mit den Gefilden der Seligen vertauschen.

Die Kunstgeschichte ist die wahre Geschichte der Menschheit. Was in der Schule als Geschichte aufgetischt wird, ist Kriminologie. Nicht die Generäle, die Künstler sollte

man ehren und verehren. Jede Kunst ist tragisch. Die Tragik des Künstlers liegt in seiner ihn vereinsamenden Größe. Er ordnet, baut auf, idealisiert, aber er steht auf verlorenem Posten, und sein Werk ist, kaum geplant, schon dem Untergang geweiht. Und gerade das will er verhüten. Der Künstler kämpft gegen den Tod. Er bannt die flüchtige Sekunde, das Welkende, Sterbende, Vergängliche – ins Bleibende, ins Unvergängliche. Viele sahen stumm der Zerstörung ihres Lebenswerkes zu. Denn

die irdische Macht gehört den Protzen, den Mördern, den Kriegsverbrechern.

Wir wollen die Kunstbücher aufbewahren; eines schönen Tages, wenn das letzte Grün verdorrt, die letzte Alpenrose geknickt, der letzte Schmetterling aufgespießt, wenn unsere Welt nur noch aus Kühlschränken und Automobilen, unsere Frauen nur noch aus Büstenhaltern, Krampfadernstrümpfen und Zahnprothesen bestehen, wird uns der Glanz der alten Kunstbücher trösten.

ERNST HOLZSCHEITER (MEILEN/ZÜRICH)

ZU MEINER MINIATURENSAMMLUNG

Den Teilnehmern an der kommenden Jahresversammlung unserer Gesellschaft ist Gelegenheit geboten, im erlesenen Rahmen des Hauses zum Rechberg in Zürich eine reiche Auswahl von Bildnisminiaturen aus der hervorragenden Sammlung zu besichtigen, die unser Mitglied, Herr Ernst Holzscheiter, in der Stille vieler Jahrzehnte zusammengebracht hat. Wir freuen uns, zur dauernden Erinnerung an die Ausstellung eine Reihe dieser meisterhaften Kleinkunstwerke auf vier Bildseiten festhalten zu dürfen. Wir haben den Sammler gebeten, sich über seine Tätigkeit und sein Sammelgut zu äußern. Wir verdanken ihm nicht bloß diesen Text und die Legenden, sondern auch die Möglichkeit, auf zwei von ihm gestifteten Farbseiten unsern Lesern den Zauber der Miniatur denkbar lebendig nahezubringen.

Die Bezeichnung «Miniatur» hat im Lauf der Jahrhunderte verschiedene Bedeutungen angenommen. Im ursprünglichen, engeren Sinne versteht man darunter eine ornamentale Illustration in alten Handschriften und Büchern; ihre Schöpfer waren u. a. als Miniatoren bekannt. Für Überschriften und dergleichen pflegten sie Menigfarbe zu verwenden, und von deren lateinischem Namen «minium» soll nach einer heute allgemein akzeptierten etymologischen Erklärung das Wort «Miniatur» herkommen. Als die großen Zeiten der Buchmalerei durch die siegreich vordringende Buchdruckerkunst ihrem Ende entgegengingen, wurde die Bezeichnung «Miniatur» übertragen auf das unabhängig vom Buch

gemalte Kleinbildnis; so wurde die Wortbedeutung erweitert. In meiner Sammlung handelt es sich um Miniaturen in diesem letzteren Sinn des Wortes.

Wohl findet man auch schon vor dem 16. Jahrhundert einzelne speziell gefertigte kleine Bildnisse. Aber die eigentliche große Entwicklung der Bildnisminiatur setzte erst im Lauf des 16. Jahrhunderts ein, als im Einklang mit dem neuen Sinn für den Wert der Persönlichkeit auch der Wunsch erwachte, sie im Bildnis festzuhalten. In das 18. und das 19. Jahrhundert fallen die Glanzzeiten der Miniaturmalerei – im letzteren bis zu dem Zeitpunkt, als die Photographie den Platz der Bildnismalerei einzunehmen begann.